

Spanische Nächte [Fortsetzung]

Autor(en): **Janssen, Borge**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 19

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

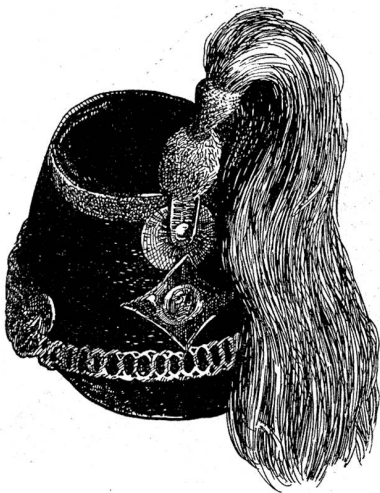


Fig. 14.
Tschako eines Chasseur 6 cheval, Kant. Waadt
1848-50.

in halber H6he umgeklappt war. Die Spitze zierte eine Quaste, und auf der Vorderseite bezeichnete eine mit Metallfaden gestickte oder aus Tuch ausgeschlagene Figur die Truppengattung. Die Offiziere des Instruktionspersonals der Infanterie dagegen trugen eine runde Polzeilm6tze mit Schirm von leichtem Glanzleder, woraus sich mit der Zeit unsere Offiziersm6tze entwickelte.

Durch Tagsatzungsbeschluss vom 8. August 1843 wurde sodann ein eingehenderes Reglement 6ber das Kleidungsweisen und die Equipierung der verschiedenen

Waffengattungen der eidgen6ssischen Armee erlassen. Eigent6mlicherweise werden darin f6r die Kopfbedeckungen keine bindenden Spezialvorschriften gemacht, sondern es spricht einfach vom Tschako. Bei der Kavallerie blieb sogar den Kantonen anheimgestellt, ob sie den Helm oder den Tschako w6hlen wollten. Vielleicht lag der Grund in dem Umstande, da6 um das Jahr 1840 fast alle Kantone neue Tschakomodelle eingef6hrt hatten. Als Beispiel dieser neuen Form, wie sie in der Zentral- und Ostschweiz getragen wurde, geben wir hier einen aargauischen Sappeur-Tschako (Fig. 17) wieder; die Westschweiz lehnte sich noch enger

an Frankreich an (Fig. 18). F6r die Stabs-offiziere blieb der „Nebelspalter“, dessen Form nat6rlich auch nicht ganz von den Launen der Mode frei war (Fig. 19 und 20), bestehen. Im Jahr 1858 wurde die H6he des Tschakos bedeutend vermindert, und an Stelle des ehemaligen Fracks trat der Waffenrock. Das Vorbild unserer gegenw6rtigen Kopfbedeckung entstand

1868 durch die Einf6hrung eines Nackenschirmes. Seither ist diese Form nicht ohne Verbesserungen und Versch6nerungen geblieben, deren eingreifendste aus dem Jahre 1887 datiert. Wenn wir heute die ehrw6rdigen „K6bel“ unserer Vorfahren erblicken, k6nnen wir uns eines L6chelns 6ber die gute alte Zeit und ihren Modegeschmack nicht erwehren. Da6 deswegen sp6tere Generationen uns wegen des in den gegenw6rtigen Milit6r-Kopfbedeckungen an den Tag gelegten Sch6nheitsgef6hls bewundern werden, soll damit nicht behauptet werden.



Fig. 15.
Kavallerie-Offiziers-Tschako, Kant. Graub6nden
ca. 1850.

Spanische N6chte.

Andalusische Novelle von B6rge Janffen.

Autorisierte Uebersetzung aus dem D6nischen von Friedrich v. K6nel, Aeschi.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Er hatte ihr die Hand gek6sst, das Blut war ihr in die Wangen gestiegen, und er hatte fast unmerklich gel6chelt; er war 6berzeugt, die Frucht vom Baum der Erkenntnis war reif f6r die arme junge Eva vom el paraiso.



Fig. 16.
Polzeilm6tze eines Gen6r Artillerie-Offiziers
von 1838.

Dann hatte er sie hinauf in das Schlo6 gef6hrt, ihre Augen hatten gestrahlt — welche Pracht, welche Herrlichkeit auf allen Seiten, Spiegel, Kronleuchter, vergoldete M6bel mit blauer Seide und dort — das mu6ste der Marquis sein in rotem, goldgesticktem Rock, gelben Kniehosen, wei6en Str6mpfen und Lackschuhen — aber Maria Josef

— da waren ja mehrere solche, einer an jeder Th6re, siehe, jetzt verneigten sich alle vor dem Lieutenant, es war, wie wenn man an einer Schnur gezogen h6tte, nein, das konnten doch nicht alle Marquis sein; ah, aber doch — San Antonio, San Antonio, Antonio, was war denn das f6r ein armer, alter Kr6ppel, den sie dort herbeischleppten, der arme, ungl6ckliche Kerl, wie elend er aussah mitten in dieser ganzen Herrlichkeit!

Es that ihr sehr leid um ihn, wenn sie ihm nur helfen k6nnte.

In diesem Augenblicke war es, als z6ge wie-



Fig. 17.
Aargauischer Sappeur-Tschako von 1840.

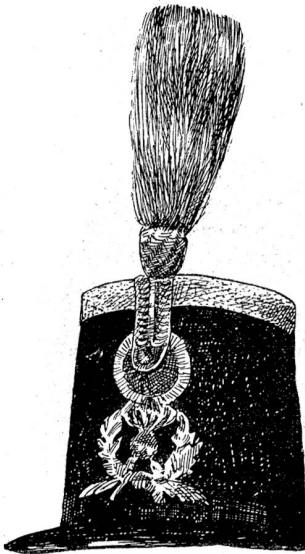


Fig. 18.
Grenadier-Tschako von 1848.

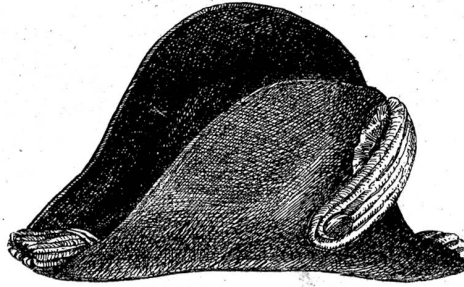


Fig. 19.
Hut eines Stabsoffiziers von 1840.



Fig. 20.
Hut eines eidgenössischen Obersten von 1851.

der jemand an der Schnur, und alle die roten Kerle verbeugten sich bis zu Boden.

„Das ist mein Vater, der alte Marquis“, sagte der Lieutenant und stellte sie vor.

Ihr gegenüber saß der alte Marquis mit dem häßlichen, lüsternen Blick hinter der toten Maske, daneben ringsum lauter böse, neidische Blicke — was hatte sie ihnen gethan, weshalb starrten sie sie so an?

— die arme Haut, dachte sie und verneigte sich tief.

Nun, es war aber doch noch Leben in dem Alten, die Augen funkelten, als er der ausgezeichneten Künstlerin dankte, weil sie gekommen war, und sie leuchteten noch stärker, als er ihr mit der schlaffen kalten Hand auf die Schulter klopfte.

Aber es war beinahe auch die einzige Spur von Leben, die man an ihm bemerkte, denn das Gesicht glich einer unbeweglichen Wachsmaske.

Er sah häßlich aus und überdies sprach er unbeholfen, ungefähr so wie ein Papagei.

— Eine halbe Stunde später sollte der Tanz beginnen.

Vor der Bühne waren ein paar Reihen von Armstühlen aufgestellt, in der Mitte derselben saß der alte Marquis in seinem Rollstuhl, rings um ihn saßen die schönsten Damen Malagas, die jungen am nächsten, dafür hatte er gesorgt. Er schien sich wohl zu befinden, umwoigt von dem feinen Damenparfüm, und es zeigte sich eine Art Vächeln auf der Wachsmaske.

Aus den Augenhöhlen der Maske funkelte ein lüsterner Blick.

Hinter den Stühlen standen die Kavaliere, die Lieutenants um den jungen Marquis.

Da raschelte es zwischen den Blumen drüben auf der Bühne, Rosen, Myrthen und Oleander wurden zur Seite gebogen, gleich einem reizenden, weiblichen Gelächter ertönte ein Castagnettentriller, und Carmen erschien mit einer Verbeugung vor der vornehmen Gesellschaft.

Nie war sie so schön gewesen.

Das zarte, seegrüne Halblicht flutete durch die Kronen der Palmen und Platanen auf sie nieder; die üppige Pracht der Bäume und Blumen umrahmte ihre bezaubernde Schönheit, selbst die giftigsten Zungen schwiegen, es wurde totenstill.

Sie rührte sich nicht von der Stelle, es war ihr, als müßte sie in die Erde sinken, nie hatte sie sich so ängstlich, so befangen gefühlt.

Eine Sekunde lang kam ihr der Gedanke, dem Marquis die Mantillennadel in sein häßliches Auge zu stoßen, das sie anstarrte, die Castagnetten hinzuwerfen und fort, fortzustürzen von allen diesen Menschen, fort nach Malaga, nach Ronda, zu Angel — da begegnete ihr Blick demjenigen des jungen Marquis — da war doch jemand, der es gut mit ihr meinte, der sie beschützen, ihr helfen würde, um feinetwillen wollte sie tanzen — und die Castagnetten, die Augen, die Zähne lachten, sie vergaß alles, nur ihn nicht, sie tanzte von ganzem Herzen, ihre Sorge, ihre Freude, ihre Hoffnung tanzte sie in alle Winde.

Und der Beifall ertönte, zuerst gedämpft, dann stärker und stärker — olé, olé tu gracia — olé, olé¹⁾ — Blumen regneten auf sie nieder, aber nicht allein von den Zuschauern, auch drüben von den Bäumen und Büschen um die Bühne flutete ein Meer von Blumen, ein Blutstrom von Hunderten von glühenden Nelken.

Von ihrem Haare, ihren Spitzen wurden sie aufgefangen, eine Sekunde lang glich sie selbst der schönsten Blume in einem duftenden riesigen Blumenstrauß.

Sie war besiegt, glücklich überwältigt.

Und der junge Marquis hatte seine Absicht erreicht, diese Anordnung war die feinige.

Als der Tanz beendet war, wollte Carmen sogleich nach der Stadt zurückkehren, aber der alte Marquis, der Gott und Menschen trogte, konnte nicht so hart gegen sich selber sein. Eine so ausgezeichnete Künstlerin paßte in jede Gesellschaft, sogar in diejenige eines Marquis de Cadilla. Er hatte die Formen immer beobachtet, aber wenn es sich um eine wirkliche Künstlerin handelte, so mußte man nachgeben, das hatte er schon oft gethan — er wurde ganz gerührt über alle die „Künstlerinnen“, die er in seinem Leben schon beschützt hatte.

Carmen selbst würde am liebsten sogleich abgereift sein — jetzt, als der Nelkenduft verschwunden war, sah sie wieder die kalten, bösen Blicke der Damen und die

¹⁾ Es lebe dein Reiz.

beleidigenden und küßternen der Männer; noch nie hatte sie etwas so Abstoßendes gesehen — sie hatte es wohl nicht eher verstanden — nein, sie wollte fort, sie haßte sie alle.

Alle — dort stand ja der junge Marquis.

Jetzt verbeugte er sich tief und ehrerbietig vor ihr, er verachtete sie nicht, nun küßte er ihre Hand, achtungsvoll, fast unmerklich, und dankte ihr für den Tanz.

Wieder fühlte sie sich erleichtert und froh — o, Angel hätte ihn nur kennen sollen — Angel — in diesem Augenblick kam einer der rotrockigen Diener und bot Wein herum, sie mußte lächeln, es war einer der Marquis und während sie lächelte, schenkte ihr der junge Marquis ein, erhob sein Glas und sagte mit einer Stimme, die warm und innig war: „Doña Carmen, dieses Glas leere ich auf Ihr Wohl und danke Ihnen von ganzem Herzen für das, was ich von Ihnen gelernt habe —“

„Gelernt? Ist es mein Seguidilla, den Sie gelernt haben?“

„Nein,“ sagte er ernst, „Sie haben mich gelehrt, ein anderer zu werden.“

Sie sah ihn fragend an und wurde ernst.

„Ja, Doña Carmen, Sie verstehen es vielleicht nicht ganz — denn Sie sind glücklich und ich —“

„Sind Sie nicht glücklich?“ sagte sie mit warmem teilnehmendem Ton in der Stimme —

„Sie haben ja meinen — den alten Marquis und diese Weiber gesehen — das ist meine Welt, — meinen Sie, Doña Carmen, daß es sich glücklich in derselben leben läßt —“

Sie schwieg, ihre Augen wurden feucht, er sah es.

„Sie reisen bald ab — doch, ich stehe da und langweile Sie mit meinem Geschwätz, verzeihen Sie mir, Doña Carmen, Sie sind die letzte, die ich langweilen und — betrüben möchte —“

Sie schwieg, dachte aber: Armer, armer Marquis.

Er sah sich um, sie waren ganz allein auf der Terrasse; aber sie fühlte sich doch sicher.

Ihr Blick schweifte von ihm fort über den strotzenden Blumenkorb des Gartens, über das Land, die See, welche gleich einer einzigen zitternden Fläche von Silberschaum in der Abendsonne bligte, die einen Glanz wie von Tausenden von glühenden Nelken auf die Stadt Malaga und den Monte coronado¹⁾ warf.

In diesem Moment fühlte sie etwas, das sie nie früher gefühlt hatte; waren es die Kindheits Erinnerungen aus dem Thale daheim, war es Sehnsucht, war es Glück, war es der Wiederklang seiner Worte — hatte sie dieselben richtig verstanden, auch er haßte diese Menschen und — nun, sie wußte es nicht genau, aber nur das wußte sie, daß wenn er seinen Kopf in ihren Schoß gelegt und seinen Kummer vor ihr ausgeweint hätte, so würde sie ihn getröstet haben, sie würde —

Noch immer stand er wortlos und starrte traurig hinaus auf das goldige Meer.

Da kam ein Diener, der Austern und Champagner anbot, und während sie speisten und tranken, schlug er einen muntern Ton an und fragte sie, ob sie wohl nach ihrer Abreise noch hie und da an ihn denken und einen Seguidilla zu seinen Ehren tanzen würde — und, ob

sie es nicht satt habe, vor diesen dummen Puppen, die sie hier sehe, allzusehr den Narren zu spielen, bis er schließlich fragte, was sie von ihrem kleinen Theater denke.

Ja, das beste daran seien die schönen Nelken.

„— Nun ja, aber wie könnte das anders sein, die Bäume müßten von Stein gewesen sein, wenn sie nicht von dem Tanz der Doña Carmen bezaubert worden wären — Bäume, Steine, alles Tote, alles Lebendige müßte bezaubert werden — wenn auch in ein paar Tagen alles vorüber wäre — —“

Sie schwieg und starrte auf ihren Schoß nieder — er blickte auf und flüsterte dann zärtlich und bittend: „Doña Carmen, hier lauert man von allen Seiten auf uns — ich habe einen Wunsch, einen einzigen, den letzten, und Sie dürfen, Sie können mir ihn nicht ver-sagen, begleiten Sie mich durch den Garten, dort ist Frieden, dort ist Stille —“

Er sah sie so bittend an — wenn er gewußt hätte, wie gerne sie seinen Wunsch erfüllte — sie konnte ja unmöglich anders, mußte sie ihm nicht für tausend Dinge danken — und dann der Gedanke, daß sie, das arme Mädchen vom Thale, ihn trösten und erfreuen könnte, ihn, den reichen, schönen und mächtigen Marquis; sie begleitete ihn von Herzen gerne.

Langsam gingen sie über die Terrasse hinab, ringsum im Garten funkelten ihnen Hunderte von farbigen Feuer- augen verlockend entgegen; wie sie strahlten und leuchteten in dem dunklen Laube, wie der warme, blauschwarze Himmel mit den tausend Sternen sich über ihnen wölbte, wie alle Blumen, Magnolien, Rosen und Lilien so stark dufteten und ihre berausenden Weihrauchwolken ihnen entgegen sandten! — und hoch — an einer Stelle zwischen den Palmen ertönte die gedämpfte, wiegende Musik eines Orchesters.

Er blieb stehen und zeigte hinaus nach all dieser Pracht.

„Doña Carmen — wissen Sie, zu wessen Ehren das alles da ist?“

Sie schüttelte ihren schönen Kopf und fühlte das Herz pochen.

„Zu Ihren Ehren —“

„Zu meinen?“

„Ja, ich mußte Sie aus diesem Lärm und Schmutz da drinnen entfernen und ich werde das Bild des wirklichen Engels im wirklichen Paradiese, als den ich Sie nun zum letzten Male sehe, bewahren —“

Ihr Herz klopfte gewaltig; waren es seine Worte, war es der starke Duft der Blumen, oder die wiegende, schmachtende Melodie der Musik, sie wußte es nicht; aber sie wußte und fühlte, daß sie bezaubert, berauscht und glücklich und in seiner Hand wie Wachs war, daß er mit ihr hätte machen können, wie er wollte, sie hatte keinen Willen mehr, sein Wille war der ihrige, sie fühlte es, fürchtete aber nichts, es war so schön, so wunderbar — — —

Langsam gingen sie durch die Märchen der Nacht, er und sie, ganz allein.

Lange blieb er stumm, er fühlte, wie ihr Arm in dem seinigen zitterte, dann flüsterte er: „Carmen, meine letzte Bitte, ehe wir uns trennen — dort können wir zusammen sprechen —“

Er zeigte nach einer dunklen Laubgrotte, schlang den

¹⁾ Der gekrönte Berg.

Arm um ihren Leib und sie folgte ihm willenlos mit gesenktem Blick.

Noch ein Schritt und die Schlingrosen der Grotte würden sie verborgen haben, da erhob sie den Kopf — und siehe, sie erkannte ihn nicht, es war ein anderer, sein Gesicht gleich einer Maske, und sie erkannte den häßlichen, wilden Blick des Vaters — sie schleuderte ihn von sich, sie verstand alles, — er faßte sie um den Leib — im gleichen Augenblick riß sie die Mantillennadel von ihrer Brust —

„Nähre mich nicht an —“

Er lachte, sie kannte sein Gelächter nicht mehr, so spöttisch und triumphierend — sie haßte ihn.

Dann ein gellender Schrei, er griff nach seinem Gesicht, seine Hände wurden mit Blut bedeckt, und er stürzte rücklings in einen Rosenstrauch.

Eine kurze Sekunde lang stand sie unbeweglich, ihre Augen schossen Blitze, jetzt gleich ihr Gesicht einer versteinigerten Maske, dann brach sie in ein heftiges Schluchzen aus und stürzte durch den Garten, sie hörte ihn hinter ihr stöhnen, sie lief schneller durch Gebüsch und über Blumenbeete, Zweige und Dornen zerrissen ihr die Kleider, sie achtete dessen nicht, nur fort, fort —

Dort lag das Schloß, beleuchtet und strahlend — sie vernahm Stimmen und Gelächter, — es waren diejenigen, die sie haßte, haßte — und er, der einzige, er war wie die andern — aber schlimmer noch als sie, denn er hatte sie belogen, — sie drohte ihnen mit geballten Fäusten — Maria santissima, wie unglücklich, wie unglücklich sie war!

Sie befand sich draußen auf dem Wege — es war dunkel auf allen Seiten, nur drüben über der Stadt war ein schwacher Lichtschein, dorthin steuerte sie. Sie strauchelte über die Steine des Weges, riß sich an den Kaktussen und Agaven am Wege blutig, nur vorwärts, vorwärts —

Da blieb sie plötzlich stehen.

Was wollte sie in der Stadt?

Was hatte sie dort zu thun — nie, nie mehr wollte sie ihren Fuß in el paraiso setzen; aber wohin flüchten — Ronda, sie sah das Thal, die Stadt, Angel — Angel — heilige Maria, was würde er sagen, wenn er sie sähe, er würde ihr nicht glauben, sondern sie von sich stoßen, wie einen Hund — ah, Angel, Angel — sie hatte gegen ihn gesündigt, den einzigen, den besten — sie gedachte jenes Tages im Thale, sie erinnerte sich seines Lächelns, der kleinen Hütte, sie hörte seine Stimme — sie war bittend, wie diejenige des andern, aber ehrlich, er hatte sie nicht belogen — wie tief hatte er ihr doch in die Augen gesehen, wie hatte es sie gewärmt bis in die Seele hinein und er hatte sie geküßt, sie seinen Schwan genannt, seine Taube — ah, Angel, Angel —

Sie war über einen Stein gestürzt, sie blieb, das Gesicht dem Boden zugekehrt, liegen, nun erhob sie sich langsam, streckte die Hände in die Höhe und bat: „Heilige Mutter Gottes, San Pablo, Antonio, Josefa, höre mich, vergib mir, ich liebe ihn ja, habe nie, nie einen andern geliebt, im Thale, auf dem Berge und hier nur Kummer und Unglück — nur bei ihm ist das Glück, möge er mir vergeben, mich küssen und umarmen und ich werde euch dienen.“

Da ließ sich Wagenrollen hinter ihr hören. Sie schleppte sich an den Rand des Weges — jetzt war der Wagen da, er fuhr hart an ihr vorüber, sie hörte Stimmen: „— Und um ihretwillen — das verdiente er —“

Der Wagen entfernte sich, weiter und weiter, das Geräusch erstarb.

— Ja er verdiente es — heilige Mutter Gottes, habe Dank, daß ich ihn traf — Angel, Angel, du mußt mir glauben, du mußt — sie schleppte sich weiter, sie war draußen im Sand des Flusses — wie sanft und weich — sie war so müde, so müde, sie konnte nicht weiter — sie faltete die Hände und bat, daß die Mutter Gottes sie und ihren Angel beschirmen möge — die Mutter Gottes hatte selbst geliebt, sie verstand sie wohl — nun erloschen die Sterne droben — und sie träumte von ihrem Angel.

* * *

In nächster Nähe von Malaga befindet sich ein kleiner, kahler Berg, auf der Höhe desselben ist eine Kapelle erbaut, daneben steht ein mächtiges Kreuz und dem steinigten, steilen Weg entlang, der vom Thale nach der Kapelle führt, steht Kreuz an Kreuz.

Der Ort wird el calvario genannt und hier versammeln sich an jedem Karfreitag aus der Stadt und von der Umgegend und droben von den fernen Weinbergen gläubige, bußfertige Christen, die Heilung und Linderung ihrer Sorgen, Ablass und Vergebung für ihre Sünden suchen, indem sie den Gang nach Golgatha ihres großen Herrn und Meisters nachahmen.

Auf den Knien schleppen sie sich drunten vom Thale hinauf nach der Kapelle, an jedem Kreuz beten sie ihren Rosenkranz und wenn sie dann die Kapelle erreicht, ihr Scherflein in den Opferstock gelegt, eine Messe gehört und mehrmals ihren Rosenkranz gebetet haben, dann fühlen sie ihr Herz von Sorgen und Sünde erleichtert und sie gehen froh nach Hause, d. h. wenn sie ihrer blutenden, schmerzenden Knie wegen dazu imstande sind.

Auch Ronda hat seinen Calvarienberg, doch niedriger und bequemer zu erreichen, als derjenige Malagas; aber es gibt in Ronda vielleicht auch weniger Sünder als in Malaga, und als Carmen verstört, müde und unglücklich am nächsten Morgen erwacht war, ihr Gebet verrichtet hatte und dem Fluß bis nach der Stadt gefolgt war, da hatte sie auf einmal das Kreuz neben der Kapelle bemerkt.

Es erinnerte sie an die Heimat und an den alten Priester, der jedem reuigen Sünder Vergebung versprochen hatte, wenn er dem Beispiel Christi folge und nach dem Calvarienberg gehe.

Ihr war, als brenne die Sonne weniger heiß, als wäre der Weg leichter zu gehen und als würde die Hoffnung größer; der alte Priester hatte Recht, die gute Mutter Gottes hatte ihr Gebet erhört, sie würde ihr helfen.

Sie eilte nach dem heiligen Berge.

Aber auf einmal blieb sie stehen — es sollte ja am Karfreitag geschehen und derselbe war längst vorüber — o, die Mutter Gottes hatte ihr Gebet doch nicht erhört — sie ging immer langsamer — o nein, die Mutter Gottes meinte es wohl nicht so streng, sie konnte ja nichts dafür, daß es nicht Karfreitag war; wenn sie

nur recht innig betete, so wurde sie wohl erhört und wieder mit ihrem Engel vereinigt.

Arbeiter, die hinaus in die Fabriken wollten, Bauern, die mit ihren Weinschläuchen nach der Stadt ritten, Fuhrleute mit ihren zweirädrigen Karren mit einer langen Reihe von Maultieren bespannt, alle blieben stehen und sahen ihr nach — was war das für ein sonderbares Weib; Seide und Spitzen, zerrissen, zerlumpt, mit Erde und Sand beschmutzt — aber sie bemerkte es nicht, sie eilte nur nach dem Kreuzberg.

Jetzt war sie dort, die Gegend war öde und wild.

Sie stand drunten in einem engen Thal, sie sah nur nacktes, graues Gestein nach allen Seiten, keine Blumen, kein Grün, keine Vögel, es war so öde und drückend still, ihr war, als wäre die Welt auf einmal erstorben und sie allein übrig geblieben; ihr wurde bange, sie wollte flüchten; aber siehe da, hoch, hoch droben streckten sich ihr die Arme des Kreuzes entgegen, als wollten sie sie umfassen. Die Angst wich — hier unten vernichtender Kummer und Tod, da droben Leben und Licht, und sie fühlte, daß die gute Mutter Gottes sie von ihrer Schmach und ihrer Sünde reinigen würde, wenn sie nur hinaufgelangen könnte.

Sünde — hatte sie denn gesündigt? — Worin bestand ihr Verbrechen? — War sie nicht ihres Engels wegen von daheim fortgeflüchtet, gejagt wie ein Hund; hatte sie nicht um seinetwillen ihre Tänze getanzt, damit sie, seine liebe arme Carmen, reich werden und ihm eine neue Gitarre, eine neue Schärpe geben könnte — nein, nein, sie hatte nicht gegen ihn gesündigt — und doch — — — nur dort droben, nur dort war Erlösung; wenn sie das Kreuz erreicht, so findet sie Rettung, dann würde sie Engel gehören, er würde sie küssen, heiß und wild, wie in früheren Tagen.

Und sie warf sich auf die Knie und schleppte sich den steinigten Weg am Abhang des Berges hinauf.

Unaufhörlich betete sie, bekreuzte sich und faltete die Hände — nur weiter aufwärts dem Kreuze entgegen!

Aber die Sonne stieg und brannte heißer und heißer, die glühenden Strahlen sengten und zwickten wie Peitschen, das Felsgestein warf sie zurück, der Staub des Weges glich glühender Asche; aber sie beachtete es nicht; hatte der Heiland nicht auch unter den Peitschenhieben der Juden gelitten? Wollte sie denn nicht auch leiden? Ihre Zunge klebte fest am Gaumen, sie glaubte vor Durst sterben zu müssen; aber hatte nicht Jesus Christus auch brennenden Durst ertragen? Und die Leiden, der Durst und der Schmerz waren eine Wohlthat für sie, sie wünschte sie nur noch größer und stärker, damit die Erlösung und die Seligkeit um so schöner würden.

Und ihre Augen leuchteten von einem heiligen brennenden Feuer und sie schleppte sich weiter und weiter, betend und um Gnade flehend.

Dann brach sie auf einmal zusammen, es kam ihr vor, als höre sie viele Stimmen und Orgelgebräuse, jubelnd und rufend; müde erhob sie den gesenkten Kopf und siehe da, ein seltsames Wunder! es war nicht mehr nur ein Kreuz da droben, sondern es waren viele, viele Kreuze, und sie kamen ihr entgegen, wollten ihr den Weg erleichtern — wie gut war die Mutter Gottes! Sie ließ ein seltsames Wunder geschehen und dies nur um ihrer kleinen armen Carmen willen. So gut war die Mutter Gottes.

Sie erhob die Hände zu einer innigen Dankagung, jemand ergriff sie — sie riß die Augen auf und starrte vorwärts — ein mächtiger Kaktusstrauch streckte ihr seine großen dornigen Blätter entgegen. Und ihre Augen bekamen Glanz — ein neues Wunder war geschehen — sie dürstete; aber die Mutter Gottes hatte ihr den labenden Kelch gereicht.

Und mit einer Nadel — ihre Augen wurden größer, denn die Nadel war blutig — es war ja die goldene Mantillenadel — zog sie einen Riß in ein Kaktusblatt und löschte ihren Durst — Mutter Gottes — wie das stärkte — dann starrte sie die Nadel an — dieses Blut sollte vor Engel und Gott bezeugen, daß sie unschuldig war!

Und sie schleppte sich weiter, weiter nach oben.

Eine Stunde war verstrichen, immer langsamer rückte sie vorwärts, sie ließ Blutspuren hinter ihr zurück — aber hatte nicht der liebe Christus, der Herr auch sein heiliges, teures Blut geopfert — er opferte es für alle armen Sünder der Welt, sie opferte es für Engel, ihren einzigen Freund.

Nun war es, als wenn von neuem Orgelgebräus sie umwogte und viele und kräftige Stimmen ertönten; aber sie verstund sie nicht, sie verstund nichts mehr außer dem einen: daß sie das Kreuz erreichen, daß am Fuße desselben Engel stehen, die Arme gegen sie öffnen, sie umfassen und an sich drücken und küssen würde, immer wieder küssen —

Und sie fuhr fort, zu beten und zu flehen; aber ihr Gebet hatte nur ein einziges Wort, das ihre ganze Sehnsucht, ihre ganze Liebe enthielt, das eine Wort — Angel.

Jetzt prallte sie gegen etwas an, blieb stehen und öffnete halb die schmerzenden Augen — das Kreuz — es war das Kreuz — ein Jubelschrei: „Angel!“

Und sie lag wie tot am Fuß des Kreuzes ausgestreckt.

(Schluß folgt).

— * Ampel. * —

Nun stehst du wohl im Mondenschein,
Vertraust dem Wind dein Hoffen —
Verschieb mir nur die Riegel fein,
Das Fensterlein laß offen.

Der Nachtwind mag, der Neidgefell,
Verlöschen deine Kerzen;
Brennt doch der Liebe Ampel hell
In dein und meinem Herzen.

Heinrich Moser, Zürich.

